Archiv für Sozialgeschichte
FRIEDRICH EBERT STIFTUNG

Michael Schneider, In der Kriegsgesellschaft. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1939 bis 1945 (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 13), Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2014, 1509 S., geb., 98,00 €.

Michael Schneider hat eigentlich drei Bücher geschrieben. Sein voluminöses Werk, das an seine gleichfalls handbuchähnliche, 1999 erschienene Darstellung „Unterm Hakenkreuz: Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939" anschließt, ist nämlich in drei große Teile gegliedert, die jeweils für sich stehen und allein angesichts der kaum überschaubaren Literatur zur NS-Geschichte als Synthesen der Forschung – erweitert zudem durch eigene archivalische Recherchen – eine große Leistung darstellen.

Schneider hat eine Gesellschaftsgeschichte im besten Sinne des Wortes vorgelegt. Im Unterschied etwa zum Nestor der „Gesellschaftsgeschichte", Hans-Ulrich Wehler, der in Band vier seiner „Deutschen Gesellschaftsgeschichte" kaum sozialgeschichtlich differenziert und arg pauschalisierend argumentiert[1], unterscheidet Schneider sorgsam nach Schicht beziehungsweise Klassen und nimmt auch zum Beispiel generationelle oder geschlechtsspezifische Unterschiede in den Blick. So konstatiert er ohne jeden Anflug ‚proletarisierender' Apologie, dass proletarische Jugendliche die Angebote der HJ „mit mehr Zustimmung annahmen als die aus bessergestellten Familien" – weil sie aufgrund der beengten familiären Situation sonst keine oder kaum Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung besaßen. Mädchen und junge Frauen aus der Arbeiterschaft empfanden zusätzlich zum Beispiel „die BDM-Aktivitäten offenbar oftmals als Befreiung von häuslichen oder familiären Zwängen" (S. 321). In der Bewertung dieses Verhaltens allerdings legt sich Schneider, im Unterschied zu einer Reihe von Studien gerade der letzten Jahre, die gebotene Zurückhaltung auf – wohl wissend, dass (ohne ‚Schere im Kopf' verfasste) Ego-Dokumente der sogenannten kleinen Leute kaum existieren.

Im ersten Teil skizziert Schneider die vom NS-Regime gesetzten Rahmenbedingungen, um Verhaltensmuster und Mentalitäten der verschiedenen Arbeitnehmergruppen im Krieg überhaupt angemessen interpretieren zu können. Er informiert über Kriegführung und die terroristische Gewalthaftigkeit der Diktatur sowie die Grundstruktur eines immer weiter restringierten Arbeitsmarkts, einschließlich des sogenannten Fremdarbeitereinsatzes. In einem Unterabschnitt diskutiert Schneider (im Anschluss an die Thesen Alf Lüdtkes) die Frage, ob Arbeiter, wenn sie zu Soldaten wurden, einem ähnlichen Leistungsethos huldigten wie zuvor an der Werkbank. Der Leser findet im ersten Teil außerdem Informationen unter anderem zur seit 1936 forcierten innerbetrieblichen Rationalisierung sowie zu den nationalsozialistischen „Erziehungsmächten" oder auch zu den Sozialplanungen namentlich des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Arbeitsfront. Dem immer auch nach innen, seit Kriegsbeginn weiter ausgebauten Terrorsystem der von der Furcht vor einem zweiten „9. November 1918" getriebenen Nationalsozialisten widmet Schneider mit gutem Grund gleichfalls einen längeren Unterabschnitt. Denn ohne den allgegenwärtigen Terror und die von ihm ausgehende dauerhafte Einschüchterung ist das fast völlige Stillhalten der Arbeiterschaft nicht zu erklären.

Ähnlich vielschichtig und differenziert ist der zweite Teil angelegt. Dort widmet sich Schneider dem „Arbeiterleben im Krieg" in all seinen Facetten – mit Skizzen zu den fundamentalen Veränderungen der industriellen Belegschaftsstrukturen infolge des vermehrten Einsatzes zunächst von deutschen Frauen, später von zivilen Fremdarbeitern sowie jüdischen Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und schließlich KZ-Häftlingen, außerdem der zunehmenden Auflösung der (deutschen) Arbeitnehmerfamilien durch Einberufungen und Evakuierungen sowie nicht zuletzt der Ängste und überhaupt der Stimmungen der Arbeiter an der sogenannten Heimatfront. Schneider hütet sich vor vorschnellen Pauschalisierungen und differenziert sorgsam nach den verschiedenen Phasen des Kriegs – die ersten

[1] Vgl. dazu *Rüdiger Hachtmann*, Bürgertum, Revolution, Diktatur – zum vierten Band von Hans-Ulrich Wehlers ‚Gesellschaftsgeschichte', in: Sozial.Geschichte 19, 2004, S. 60–87.

Kriegswochen, als die Skepsis gegenüber dem neuen Krieg groß war; die Zeit der erfolgreichen Blitzkriege mit ihrer auch in der Arbeiterschaft nationalistisch grundierten Euphorie; die in ‚Stalingrad' gipfelnde Ernüchterung; schließlich 1944/45 die Endzeitstimmung.

Im dritten Teil skizziert Schneider die Geschichte der Opposition, und zwar sowohl die des Exils als auch die des Widerstands im Untergrund sowie in den Konzentrationslagern. Nicht zuletzt hier merkt man, wie sehr Schneider in seinem Thema ‚zu Hause' ist, etwa wenn er die Zukunftspläne des Exils und der Untergrund-Opposition umreißt und dabei auch die Überlegungen (vor allem Fritz Tarnows) nicht unerwähnt lässt, die Zwangsmitgliedschaft in der DAF – zumindest zeitweilig – beizubehalten, um für die politisch-pädagogische ‚Umerziehung von oben' einen Zugriff auf die gesamte Arbeitnehmerschaft zu haben. Auf eher versteckte (und bis heute kaum gewürdigte) Formen des Widerstands spielt Schneider übrigens bereits im ersten Teil seiner Darstellung an, wenn er die Frage thematisiert, wie das Phänomen der Desertation zu bewerten ist, und in diesem Zusammenhang erwähnt, dass sich immerhin 600 desertierte deutsche Soldaten aufseiten der Griechischen Volksbefreiungsarmee (ELAS) kämpften und andere sich den Partisanen in Jugoslawien oder Bulgarien anschlossen (S. 142f.).

Kritisch anzumerken bleibt, dass Schneider konzeptionell mitunter Schlachten vergangener Tage noch einmal schlägt – etwa wenn er mit seinem Modernisierungsbegriff an das Konzept von Horst Matzerath und Heinrich Volkmann anknüpft (S. 489), die ihrerseits wiederum unausgesprochen auf den vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs entwickelte Modernisierungstheorien namentlich eines Walt Whitman Rostow fußen. An der Funktionalität dieses Modernisierungskonzepts sind Zweifel angebracht. Um die NS-Diktatur nicht mit positiv-normativen, vielleicht gar teleologisch aufgeladenen Begriffen aus dem 20. Jahrhundert herauszudefinieren, dürfte es weit produktiver sein, auf einen Moderne- und Modernisierungsbegriff zurückzugreifen, wie ihn Detlev Peukert vor langer Zeit geprägt hat. Kein anderes Regime verkörpere schärfer als die NS-Diktatur die „Pathologien und Verwerfungen der Moderne", so Peukert; diese markiere den Höhepunkt der „Krankengeschichte der Moderne".[2] Sofern es überhaupt sinnvoll ist, Begrifflichkeiten wie „Moderne" und „Modernisierung" (als Prozess hin zur Hochmoderne) aus der kategorialen Mottenkiste zu ziehen, sollte man diese im peukertschen Sinne als nüchtern-wertfreie Termini einsetzen, die es erlauben, die Schatten- und Schreckensseiten der Moderne und Modernisierungsprozesse systematisch einzubeziehen. Sucht man dagegen nach explizit positiv-normativen Kriterien, um die NS-Diktatur zu bewerten, bietet sich der nur scheinbar verstaubte Begriff der „Emanzipation" an. Politisch-moralisch kann das Verdikt dann eindeutiger nicht sein: Das NS-Regime verkörperte sämtliche Gegenkräfte zur Emanzipation und bündelte diese in einer, vorher kaum für möglich gehaltenen barbarischen, katastrophischen Weise.

Auch in einer anderen konzeptionellen Debatte bezieht Schneider Stellung. Mit guten Argumenten kritisiert Schneider das mit dem Volksgemeinschaftsbegriff verbundene Konzept, wie es in den letzten Jahren formuliert worden ist. Man kann die Neigung in manchen neueren Studien, den Volksgemeinschaftsbegriff zur Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zwischen 1933 und 1945 zu verwenden (und beides vielleicht sogar in eins zu setzen), in der Tat nicht scharf genug kritisieren – zumal dies nicht selten einer Darstellung parallel läuft, die die weiter bestehenden und teilweise noch vertieften sozialen Zerklüftungen der deutschen Gesellschaft ausblendet. Widerspruch ist freilich anzumelden, wenn Schneider den Begriff „Volksgemeinschaft" für die NS-Zeit auf „propagandistische Verheißung" oder aber – alternativ – auf die Beschreibung der „vorfindlichen nationalsozialistische[n] Gesellschaft" reduziert. Gerade in NS-Perspektive umschreibt der Begriff noch etwas Drittes: Ein soziales Ordnungskonzept oder auch die Vision einer sozialen Ordnung, der man nachstrebte und die man partiell schon kurzfristig realisieren zu können glaubte. Diese – dritte – Ebene des Volksgemeinschaftsbegriffs erlaubt die Adaptionsmechanismen sowie die Eindringtiefe nationalsozialistischer Ideologeme auch in Arbeitnehmerschichten und damit wichtige Seiten ihres Alltagshandelns während des Kriegs genauer auszuloten. Anmerkungen wie diese sollen und können die großartige Leistung Schneiders, die in dem nun vorliegenden zwar voluminösen, mit einem vorzüglichen Register jedoch gut erschlos-

2 *Detlev Peukert*, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus, Köln 1982, S. 15 und 289.

© Friedrich-Ebert-Stiftung: http://www.fes.de/ | ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE: http://www.fes.de/afs | E-Mail: afs[at]fes.de | 26.5.2015

senen Band zu besichtigen ist, nicht schmälern. An seiner Monografie wird künftig kaum eine Forschung zur Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkriegs vorbeikommen.

Rüdiger Hachtmann, Potsdam/Berlin

Zitierempfehlung:

Rüdiger Hachtmann: Rezension von: Michael Schneider, In der Kriegsgesellschaft. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1939 bis 1945 (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 13), Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2014, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81644> [26.5.2015].

© Friedrich-Ebert-Stiftung: http://www.fes.de/ | ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE: http://www.fes.de/afs | E-Mail: afs[at]fes.de | 26.5.2015